

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 287. Es hat so verschiedene Siefens im Jahr, do hörn die Feierdäg gar nit mehr auf un wann einer gepäht is, dann is auch schon widder en anderer da; ich gleiche die Feierdäg ganz gw, ewer was zu viel is, bas is doch zu moisch. Das sonnige is, hier in dieses Land duhn se aus alle Ockesfchens en Hallidde mache, awer die werliche Feierdäg, wo jeder diese fente Mensch un jede Frau zellebretzte sollt, da hen se nar ein Dag, während mer in die alte Kontrie zwei und drei Däg draus mache duht. Da is for Inffenz Jhtere un Krifmes un Nuhjjeht un Pingsht, wei da macht mer in dieses Kontrie gar nids draus, se fin wie en rebgeller Sonndag un das is all. In Schoimennie do is jeder von die Däg e ganze Fedejschens. Well, es is emol so un ich kann es nit fchehnsche. Von den Hallowien hen ich Jhne verzählt. Was der Dag meine duht, weiß ich off Kohrs nit, ich dente es muß ebbs mit Räbbittsch zu duhn hen, so e Art Räbbittsch Ernte un Dankfest. Awer se mache hier e Weise aus den Dag, das is großartig un hardlie is der Dag immer, dann werd schon widder von den Denkgiffendbag odber Ferkiedbag, wie mer ihn uff beittsch rufe duht, gesproche. Die Webesweilern hot den annerer Tag zu mich gesagt, daß se an den Dag e kleine Bahrtie gewone duht un do müßt se noch e ganze Latt Stoff laufe, bitafs mer wollt sich doch ennihau nit blamiere un wann auch der Webesweilern als e Kuhl nit so artig perdiceler wär, an den Dag do wär er ganz schrecklich genau. Do müßt alles so sein un nit annerfchter. Se wollt sich behalbs auch noch e wenig Vinnen laufe un Neifs un Foherts, bitafs mer deht doch gleiche, wann alles recht schön un nit gleiche deht. Ich hen se ganz ruhig tabte losse un hen dann nur gefagt, ich deht nit so viel um die Kuitfitt gewone, wann nor die Inffent gut wär un das meint, wann nor ebbs diesentes zu esse da wär, das wär der most imporrente Peunt un in die Wein, do deht ich mich for Niemand schenniere, bitafs ich k n n t tode. Well, damit war die Sach gesetelt un ich fin widder heim gange un grad wie ich in mei Hausgehn wollt, do is e Farmerschfrau komme un hot gefragt, ob ich nit gleiche deht, en schöne Tertie zu laufe, off Kohrs deht er noch leme, awer die Pielbels in die Bittie wäre ja jeht ganz krefflig davor, sich ihre eigene Terties zu reffe. Das is ebbs neues an mich gewese; awer ich hen die Gibi ganz gut gegliche. Die Frau hot mich erkpöhnt, daß mer den Börd in e Bads seht deht, grad wie auch e annerer Gans un dann deht mer ihn fiede tubiet die Bänd. Wann mer das so for e Woch odber zwei gedahn hält, dann hätt mer awer e Pieltsch von en

Tertie, wo mer praunt drauf sein könn. Se hot mich dann den Tertie gegagt un ich muß sage, es war e armseliges, berres Stiid Möbel. Ich hen auch ihre Ettenschen auf den Fädt gefast, awer sie hot gefagt, daß wär ja grad der Riefen, daß mer ihn siebe deht. Die Frehm wär da un das wär all was nötig wär. Well, Sie wisse gut genug, daß jeder Mensch als emol en dumme Streich mache duht un ich hen auch jeht ein gemacht.

Ich hen mich schuhr genug von die Farmerschfrau en Tertie uffschwäge losse. Offe gestande hen ich ihn eigentlich for Simpettei Sehts gelauff, bitafs das arme Diehr hot zu elend geucht. Die Buwe hen gleich e Bads gefischt un do hen mer den berre Bruder enegefeht, daß bloß der Kopp un so ebaut drei Fuß un e halb Red eraus gedukt hot. Mer hen auch gleich gestart, ihn zu siebe, un Se mache sich kein Begriff, was das arme Diehr en Eppelet entwidelkt hat! Einiges hot er gefresse un mir sin for Surpreis gar nit zu uns komme. Den Weg is es jeden Dag weiter gange un der Bennie hot gefagt: Na, ich dente, mer müße den Börd e größerres Haus mache, der Feller werd ja so bid wie en Elefant. Schuhr genug, wie ich emol den Runne angegukt hen, do sin ich puttulier verschrode, sell is kein Tertie mehr gewese, sell war schon das reine Raib un ich hätt gar nit gewunert, wann er nit uff en schöne Dag erkpöhnt wär. Der Phillipp, was mein Hossband is, hot gefagt, es wär e Scheim, wann mer so e armes Diehr so ausbeute deht, das wär Diehrwehlererei un ich könn lang warte, bis er auch nur das kleinste Müßelche von den Tertie esse deht, do deht sich seine ganze Bildung un sei Menschlichkeitsgefühl boge sträube. Er hätt in die Schul gelernt, daß e Stiid Vieh grad so viel Herz un Gemieht hält, wie auch en annerer Mensch un wer e Süid Vieh tiephle deht, der wär en schlechter Kerl un das all un for den Riefen wollt er auch nids von den Tertie esse. Well, Mister Gbitor, wann ich so en dumme Tahl hörn duhn, dann werd es mich schon ganz schlecht. Der Phillipp hot immer so steifische Rohschens. Well, ich hen ennihau Ordr gewone, daß der Tertie for e paar Däg odber so nids mehr zu fresse sollt kriege, mehbie daß er dann widder e wenig abnimmt un später könne mer das ja dann widder uffmache, indem mer ihn doppelte Razione gewone. Ich kann Jhne sage, das Diehr hot mich manche schlaflose Nacht gemacht un wann ich eingeschlufe sin, dann hen ich immer gebriemt, der Tertie wär erkpöhnt un hätt das ganze Bildng rungenirt. Ich wunner nur, wie die Sach noch ausgehn wär.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Probis.

Sie müssen ja Ihrem Arzt riesige Honorare zahlen.

Ich sage Ihnen, der kann allein von meinem Schnupfen leben!

Kindermund.

Die kleine Emma, im Begriff, mit ihrer Mutter auszugehen: „Du, Mutti, soll ich mit meine Hände waschen, oder soll ich Handfchuhe anziehen?“

Enfant terrible.

„Sag, Lieschen, hat denn Deine Mama bestimmt gefagt, daß ich heute Abend zu Eurem Fest kommen soll?“ „Gewiß, Tante — aber z u r e d e n soll ich Dir nicht, hat sie g'sagt!“

Nach dem Kommerz.

Studiosus (als er Morgens seine Kleider revidirt, ob er nichts verloren): „Gottlob... nur's Portemonnaie!“

Formosas Kampferwald.

Eine Industrie, die ständig im Kriegszustande lebt, ist die der Gewinnung des Kampfers aus dem Holze und den Blättern des Kampferbaumes in Formosa, und der hohe Blutjoll, den sie zu tragen hat, erklärt die Thatsache, daß der Preis für diesen eigenthümlichen Stoff, der für verschiedene Zwecke, besonders auch in der Heilkunde unentbehrlich ist, in letzter Zeit gestiegen ist.

Die Japaner beherrschen zwar als die Herren auf Formosa den Markt, aber die Entwicklung dieser werthvollen Industrie, für die die Insel seit langem der Hauptort ist, hängt von dem Erfolge ihrer Maßnahmen ab, die entschlossenen Eingeborenenstämme in dem zerrissenen Bergland im Innern zu unterwerfen. Denn diese kriegerischen Stämme haben gerade den Leuten, die zur Gewinnung des Kampfers in ihr Land eindringen, den Untergang geschworen, da sie in ihnen die Vorkämpfer fremder Unterjocher erblickten, und sie ziehen in der furchtbaren Art, die ihnen eigenthümlich ist, gegen sie zu Felde. Alle diese Stämme, die von der Jagd, vom Fischfang leben und auch ständige Kämpfe gegeneinander führen, sind leidenschaftliche Kopfschläger, die in früheren Zeiten Chinesensköpfe zu erobern trachteten, sich heute aber mit besonderer Wuth gegen die Kampfersammler wenden. Manche kleine Schaar dieser Arbeiter ist von ihnen unermüdet überfallen u. niedergemacht worden, und die abgeschlagenen Köpfe wurden als Trophäen in die dunklen Bergwälder, in denen die stolzen Jäger mit wildem Triumph empfangen und als Helden gefeiert werden. Die List und Entschlossenheit dieser Eingeborenen zeigt ein Abenteuer, das einem japanischen Soldaten erst vor Kurzem erleben, und das ein Engländer, der sich in Formosa niedergelassen hat, erzählt.

Vier Soldaten waren als Bebedung einem kleinen Kampferwerk beigegeben, das bald verlassen werden sollte, und in dessen Nähe man trotz sorgfältiger Umschau keine Eingeborenen bemerkt hatte. Am Tage vor dem Abzug waren zwei Soldaten mit einigen Kulis, die Kampfer trugen, aufgebrochen, und die anderen schickten sich an, ihnen zu folgen. Die Spur ihrer Kameraden führte in einen Engpaß mit hohen abschüssigen Felswänden. In diesem fanden sie den Weg zum Theil versperrt durch Holz und Felsgestein, das anscheinend von der Höhe herabgefallen war. Plötzlich nahm ein Kuli ein Stiid von einem zerbrochenen Kampferstück auf und stieß einen leisen Warnungsruf aus. Man sah sich nun genauer um und war sich bald darüber klar, daß hier Kopfschläger ihre fährliche Arbeit gethan hatten. In dieser Gefahr bewiesen die beiden Soldaten als echte Japaner ihre Kaltblütigkeit; sie wußten, daß bald Hilfe kommen würde, wenn sie nicht zur rechten Zeit an ihrem Bestimmungsort anlangten, und daß alles davon abhinge, einen Angriff im Hinterhalt zu vermeiden und das Freie zu gewinnen, wo sie ihre Gewehre gebrauchen konnten. Schnell trat man den Rückzug an, als plötzlich 50 Wilde aus dem Gebüsch hervorbrachen und den Angriff eröffneten. Die Japaner eilten zur Barrikade zurück und eröffneten ein schnelles und wohlgezieltes Feuer. Mann auf Mann fiel unter den Angriffen, und bald wandte sich die Schaar zur Flucht. Der kleine Zug eilte nun aus dem Engpaß heraus und richtete sich auf freiem Gelände eine verzichtliche Stellung ein, wo er wartete, bis eine zur Suche ausgesandte Truppe sie auffand. Die Leichen der ersten Abtheilung aber wurden der Köpfe beraubt aufgefunden, und man entdeckte, daß die zweite Abtheilung bei weiterem Vortücken durch eine künstliche Lawine hatte zerschmettert werden sollen.

Die Japaner wenden der Entwicklung der Kampferindustrie auf Formosa ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und sie haben sich mit gewohnter Energie daran gemacht, die wilden Wälder der umfangreichen Waldungen, die sich auf den Bergen im Innern hinziehen, unschädlich zu machen. Diese Wälder liefern von der fast 7 Millionen Pfund betragenden Jahresausbeute alles bis auf 600,000 Pfund, von denen die Hälfte aus Japan, ein Drittel aus China und ein Sechstel aus Borneo kommen. Für jeden niedergeschlagenen Baum pflanzen die Japaner gewissenhaft einen neuen. Viele der besten Kampferwälder liegen noch jenseits der geschützten Zone, und hier arbeiten die Japaner mit Hilfe eines Systems von Blockhäusern, von denen aus die kleinen Posten den Angriffen der Eingeborenen Widerstand leisten können. Der Weg zu einem solchen Kampferlager in den Bergen steigt allmählich auf und bietet die reizvollste Abwechslung in der Szenerie. Ein ungemein üppiger Pflanzenwuchs, Palmen, Bambus, Baumfarren, Bananen und Oleander mildern die Härte der Felslandschaft, und die Felsen selbst sind mit einem sanften Grün schöner Moose und kleiner Schlingpflanzen überzogen. Allmählich wird der Weg steiler und schlüpfriger, bis man endlich das Lager erreicht. Die ganze Luft ist hier von einem starken Kampfergeruch erfüllt.

Ein großer Kampferbaum von

etwa 4 Fuß Durchmesser ist gerade gefällt und der Länge nach durchgesägt worden. Zwei Männer mit Krummhaken schneiden sechs Zoll lange Späne ab, womit dann die Refortoren der Destillirapparate gefüllt werden, unter denen ein gelindes Feuer angezündet ist. Der Kampferdampf, der so erzeugt wird, geht durch eine Röhre in einen zum Theil in Wasser eingetauchten Kühltasten, in dem sich der Dampf verdichtet und in schneeweißen Kristallen niederschlägt. Alle 24 Stunden werden die Späne erneuert, und jeden achten Tag wird das Feuer gelöscht, und man tragt die Kristalle heraus. Das Rohprodukt kommt dann in Kufen mit Löchern und wird durch Abgießen und Pressen von dem anhaftenden Kampferöl getrennt, das sich in darunter aufgestellten Gefäßen sammelt. Der noch etwas Öl enthaltende Kampfer wird nun in die Raffinerie nach Taipei gesandt, während das Öl zu weiterer Bearbeitung nach Japan geht. Der Werth des Monopols, das Japan hat, beläuft sich auf 1 1/2 Millionen Dollars pro Jahr.

Unsere Mittelstandsfran.

Die im Auslande weit verbreitete und gern geglaubte Ansicht von der Untüchtigkeit der ameritanischen Hausfrau ist eine ungeredete und den Thatsachen durchaus nicht entsprechende. Das liegt an dem Urtheiler, der die sich nur flüchtig in Amerika aufhalten, auf Boardinghäuser angewiesen sind und einen intimen Einblick in einen Haushalt gar nicht gewinnen. Selbst wenn sie als Gäste in eine Familie geladen werden, ist das nicht möglich. Sie empfinden Bedagen oder Unbehagen ohne sich über die Ursachen klar zu werden. Die so gedankenlos schreiben, sind die schriftstellersnden Weltenbummler, die wenn es hochkommt, sich vierzehn Tage in einer der Großstädte eines fremden Landes aufhalten und nun in Bausch und Bogen die Frau im allgemeinen nach der beurtheilen, die sie außerhalb des Hauses antreffen. Die fleißige Hausfrau, die berufsmäßig thätige Frau lernt der Reisende fast nie kennen, denn sie hat keine Zeit für ihn. In Amerika kommt nun noch das unerschöpfliche Thema über die Frau der Gesellschaft, der Millionärin und Milliardärin hinzu, die nie vor Reportern sicher ist, die der Menge jede Einzelheit ihres genugsamen Lebens von der Wiege bis zum Grabe täglich aufzählen, und da ist man schnell fertig mit dem Worte: die Ameritanerin ist putzfüchtig, herrschfüchtig, vergnügungsfüchtig, eine oberflächliche Frau, nur geschafften, sich von den Männern vergöttern zu lassen, und das auf die raffinierteste Weise zu vergeuden, was jene mühsam erbeuteten.

Das ist so grundfalsch, daß es als eine Pflicht erscheint, für die ameritanische Frau eine Lanze zu brechen und ihr den guten Ruf wiederzugeben, den man ihr geraubt hat.

Die, von denen ich hier sprechen will und deren Verhältnisse und Lebensweise ich gründlich kenne, sind Frauen, deren Männer nach europäischen Begriffen ein hohes, nach ameritanischen nur gerade ein auskömmliches Gehalt haben. In den allerseinsten Fällen hat eine dieser Frauen ein Dienstmädchen, ja oft nicht die allgeringste Hilfe.

Es ist nicht wahr, daß die Ameritanerin nicht fleißig sei. Sie benötigt eine für unsere Begriffe geradezu unmögliche Arbeitslast. Sie näht für sich und ihre Kinder Wäsche und Kleidung selbst und offenbart darin eine solche Geschicklichkeit, daß die Familie bei ihren Ausgängen allerdings oft sehr geschmückt erscheint. Von früh bis spät ist sie sauber von Kopf zu Fuß, und ist das Haar auch Morgens und während der Arbeit, wie es häufig der Fall ist, aufgewickelt, so weiß sie selbst das in einer so allerliebsten Weise zu arrangiren, daß es weder auffallend noch häßlich erscheint. Die ästhetische, in Deutschland übliche Sitte, abgetragene Strahntleider im Hause bei der Arbeit aufzutragen, ist ihr unbekannt. Winter wie Sommer trägt sie waschbare Hauskleider, von denen sie mindestens ein halbes Duzend, alle fleißigfertig, zur Verfügung hat, denn sie duldet kein Fleckchen an sich. Jede Woche giebt es frische Bettwäsche und durchaus nicht nur in wohlhabenden Häusern täglich frische Handtücher, und ich habe niemals einen ameritanischen Tisch — und ich kenne die Ver. Staaten von Ost bis West, von Nord bis Süd — nicht tabellos sauber gesehen, und beim Essen wurde eine Geschirverschwendung getrieben, die in Europa jedes Mädchen in acht Tagen zu schleunigster Flucht veranlassen würde.

Unter all meinen zahllosen Bekannten habe ich nicht eine Frau gefunden, die von ihrem Manne verlangte, daß er beständig vor ihr auf den Knien liegen sollte. Wohl aber habe ich vielfach ihre zarte Rücksichtnahme beobachtet gegenüber dem ermüdeten Gatten, wenn er Abends heimkam, schwiegfam sein Diner verzehrte und schweigfam bis zum Schlafengehen, blieb, da er den Tag über genug geredet hatte, während die Frau, die nicht Zeit und nicht Gelegenheit zum Unterhalten fand, nun vielleicht gern geplaudert hätte. Es verdroß sie weder, daß der Mann schwieg, noch daß er sich nicht merkte, daß sie trotz aller Arbeit sich für ihn geschmückt hatte, damit er in

der Frau nicht die Magd, sondern die Gattin erblicke.

Es ist ferner nicht wahr, daß die Fehler der Frauen zu den vielen Eheglückungen in Amerika führen, sondern im Gegentheil: die Frauen sind es, die im Bewußtsein ihrer Tüchtigkeit sich von einem brutalen überlichen Gatten trennen, mit dem länger in Gemeinschaft zu leben ihnen unwürdig erscheint. Die Ameritanerin schleppt nicht weiter an ihrem Joch und jammer: „Was soll aus mir und den Kindern werden!“ Sie wartet nicht gleich vielen europäischen Frauen, die ihr Leben lang nichts thun als warten und macht die Augen nicht zu wie ängstliche Kinder, die durch ein dunkles Zimmer eilen. Energisch macht sie einen Strich unter die Vergangenheit, nimmt ihre Kinder, sucht und findet Beschäftigung, die ihr ein wenig auch leibschmeckendes, so doch friedvolles Leben gewährt.

Und die Frauen der Reichen? Ja, warum sollen die arbeiten? Arbeiten die reichen europäischen Frauen? Nein! Und es ist eine Wohlthat, daß sie es nicht thun. Beschäftigten mögen sie sich, aber arbeiten? Nein! Es ist ihre soziale Pflicht, ärmeren Schwestern das Brot nicht vom Munde zu nehmen, und wenn sie kein größeres Vergnügen kennen, als sich zu putzen, so gönne man ihnen das, denn ihre Putzsucht giebt Tausenden von Arbeiterinnen Brot. Man tadelt ferner oft, daß der Vormittags, denn Nachmittags muß Frauen zu Hause sein, die Zeit ist, in der die ameritanischen Straßen von geputzten Frauen wimmeln. Es wimmelt drüben auch und mindestens ebenso stark und dann gibt es für die Ameritanerin keine andere Zeit, ihre Einkäufe zu besorgen, als am Vormittag, denn nachmittags muß sie kochen, und um sechs Uhr werden die Geschäfte geschlossen. Regel ist außerdem, daß sie Abends still zu Hause sitzt, und Ausnahme, daß sie sich in den abendlichen Straßensrudel stürzt. Die Ameritanerin liebt das Theater leidenschaftlich. Die Frau des Mittelstandes leistet sich aber nur selten dieses kostspielige Vergnügen, höchstens besucht sie einmal eine Nachmittagsvorstellung. Der Mann geht fast nie ins Theater, und Mann und Kinder Abends allein lassen, erscheint ihr als ein Verbrechen. Sie hat keine Gartenlokale, wo sonnenterrirt wird und Familien Rassefuchen können, es giebt nicht überall wie drüben Museen und hundertlei Ausstellungen und unzählige sich produzirende Künstler, die eine europäische Frau gesehen und gehört haben muß, ihr „house“ ist ihr „castle“, sie ist der gute Geist des Hauses, ist die Frau, auf die die Worte Schillers: „und drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, in vielen Fällen besser passen als auf Europäerinnen.

Rußlands neue Anleihe.

Das Bündniß des Jaren mit Frankreich hat sich bisher für ihn recht einträglich erwiesen. Es hat ihn nicht mehr gekostet als freundschaftliche Versicherungen und das Verschreiben gelegentlicher praktischer Hilfe, betreffs deren er aber noch nicht in Anspruch genommen ist, eingebracht hat es ihm die Gelegenheit, den Finanzen seines Reiches durch mächtig große Anleihen aufzuhelfen, für die sich in der französischen Strumpfabrik bisher noch immer die erforderlichen Mittel gefunden haben. Auf die Dauer aber wird ihm diese Ausbeutung des Bündnisses doch schwieriger werden. Es zeigt sich dies bei der neuen Aufnahme einer russischen Anleihe, die in Frankreich untergebracht werden soll. Eigentlich sind es deren zwei. Eine kleinere, von fünfzig Millionen, und eine größere, die sich auf \$750,000,000 belaufen würde. Rußland möchte das Geld bis zum nächsten Frühjahr haben. Mit der kleineren wird es keine Schwierigkeit geben. Die kann von einigen Bankhäusern mit disponiblen Kapital leicht aufgebracht werden, da der Ruße betreffs der Zinsen und sonstigen Vergütungen, die er leisten muß, durchaus liberal ist. Es kommt ihm auf eine Handvoll Noten nicht an. Wer weiß, wer's bezahlt. Anders aber mit der größeren Anleihe.

Betreffs der großen traten, wie berichtet wird, zwei russische Minister, der des Aeußeren und der der Finanzen, mit dem französischen Ministerpräsidenten in Paris in Unterhandlung, daß er seine Zustimmung dazu gebe. Clemenceau erklärte seinen russischen Kollegen, daß die Gesamtauslandsschuld Rußlands \$2,500,000,000 betrage und daß, da der größte Theil dieser ungeheuren Summe in Frankreich aufgenommen worden sei, die Regierung Frankreichs ihre Zustimmung zu einer neuen Anleihe nur geben könne, wenn sie sichere Garantien dafür erhalte, daß diese Anleihen der Jaren = Regierung eine dauernde parlamentarische Sanction erhalten würden. Der russische Minister des Aeußeren, Zolosty, versicherte Clemenceau, daß wenn die französische Regierung die Anleihe von \$750,000,000 sanktioniren würde, er die Garantie übernehme, daß die neue Duma ihre Zustimmung zu der Anleihe geben würde. Sollte trotzdem das Unwahrscheinliche geschehen und die neue Duma die Anleihe nicht bewilligen, so gebe er im Namen des Jaren das Versprechen, daß in einem solchen Falle die Duma

sofort wieder aufgelöst und die neue Konstitution in solcher Weise revidirt werde, daß die Krone allein das Recht habe, finanzielle Transaktionen abzuschließen. Der Jar würde es dann so einrichten, daß er den französischen Banken aus den Krondomänen eine persönliche Garantie für die Sicherheit der neuen Anleihe gebe. Die Antwort Clemenceaus war die folgende: Wenn die neue Duma die Verhandlungen des russischen Finanzministers um die neue Anleihe in Frankreich sanktionirt, so wird die französische Regierung nichts gegen die Unterbringung derselben einwenden. Man sieht, es hängt von der neuen Duma ab, ob der Jar vorläufig aus seiner Finanz-Misere herauskommen soll oder nicht. Diese ist in Wirklichkeit noch weit größer als Clemenceau den Ministern vorzeichnet. Die auswärtige Schuld Rußlands beträgt nicht 2500 Millionen Dollars, sondern 4250 Millionen, wozu noch 1500 Millionen Dollars Eisenbahnschulden kommen, für die der Staat die Garantien übernommen hat. In Ganzen also die Kleinigkeit von 5750 Millionen Dollars, die jetzt noch um 750 Millionen vermehrt werden soll.

Die Fremden im Deutschen Reich.

Daß auch das Deutsche Reich ählich wie die Vereinigten Staaten stark mit fremden Elementen durchsetzt ist, dürfte manchem Leser neu sein. Doch hier sind die neuesten Veröffentlichungen des reichsstatistischen Amtes, die das beweisen. Es ist in der Tat ganz erstaunlich, eine wie große Anzahl Ausländer im Deutschen Reich wohnen und wie ihre Gesamtzahl alljährlich steigt. Aber nicht bloß die Gesamtzahl, sondern auch die Verhältnißzahl fern zur deutschen Bevölkerung zeigt eine auffallende Steigerung. Während 1885 auf 1000 Deutsche 7.96 Ausländer entfielen, sind jetzt 16.96 gezählt worden. 1885 hielten sich 372,71 Fremde in Deutschland auf, jetzt für deren 1,028,560. Den Hauptanteil hiervon bilden die Oesterreicher in Ungarn mit 525,821, darauf folgt die Russen, dann die Holländer und weiter die Italiener, Schweizer, Dänen, Franzosen, Engländer, Mexikaner usw. Die Ausländer verteilen sich natürlich in sehr verschiedenem Maße auf die einzelnen Bundesstaaten. Der größten Procentzahl an Fremden von An naturgemäß die Grenzländer an. An erster Stelle steht hierbei Elsa Lothringen mit 43.77 pro Tausend darauf folgt das Königreich Sach mit 35.83, weiter Bremen mit 33.5 Hamburg mit 26.12, Berlin mit 23. usw. Bemerkenswert ist, daß einzel fremde Nationen sich mit Vorliebe besonderen Stellen aufhalten, so z. B. Dresden als Engländerstadt 1. kann, in der allein über 2000 Engländer ansässig sind. Rußen giebt es besonders viel in Berlin, Italiener Elsa-Lothringen, Schweden und Norwegen ebenfalls in Berlin usw. Unserer Tafel ist das genaue Ergebnisdargestellt.

Ein chinesischer Lehrer vom al Schlege, der die Klaffter seines Landes beinahe auswendig kennt, ist meistens durchaus nicht geneigt, geistliche Ueberlegenheit des West anzuerkennen. Zwar kann er neugnen, daß wir Abendländer allhand nützliche Erfindungen gemacht haben, die es bei den Chinesen nicht giebt, aber das stört ihn keineswegs seiner Ueberzeugung, denn er behauptet einfach, die alten Weisen feines Landes hätten die Grundgedanken hiervon schon längst gewußt, wärdie mangelnde Ausführung nur an unfälligen Umständen gelegen hätte. Gegen läßt sich natürlich nicht streuen. Wie wird doch ein Gelehrter h seiner Hornbrille jeht wieder überfaheln, wenn er davon hört, daß allgemeiner Friedenskongress et Neues für Europa ist! Er wird t sicher denken: sie sind doch gewöhinter uns zurück, diese Fremden, gleich sie sich fortwährend aufspirdenn in China fand schon im 3545 vor Christus ein Friedenskontrakt. Damals bestand das Reich Mitte aus einer Anzahl von einouabhängigen Feudalstaaten, die fortwährend unter einander befriem Um den ewigen Wirren ein Endmachen, berief man in dem gena Jahre eine Versammlung nach Hauptstadt des Staates Sung. Denn vierzehn dabei vertretenen Stwollten zwei sich überhaupt nicht ebinden, obgleich sie erklärten, i Theorie den Friedenbestimmenebenso geneigt zu sein, wie die and Die übrigen zwölf gingen feie Verpflichtungen ein, sich in Zu nicht mehr gegenseitig zu bekrFreilich fuhr trotzdem bei der gegtigen Eiferfucht das Schwert bald der aus der Scheide.

In ihren Operationen gegen Mauren benutzen die Franzosen jenen Fesselballon. Sehr fesselnd trotzdem der Anblick dieses B nicht erscheint.

Wohl, Lob verdient die Wahrheit, Doch kann man sich dabei erfreuen Soll ich Dir etwas Höheres nennen Das ist: die Wahrheit hören t

In keinemReiche giebt es mehr den, als in dem der Eitelkeit.

Les extremes se touchent.

